

Werner Konold / R. Johanna Regnath (Hg.)

Gezähmte Natur

Gartenkultur und Obstbau von der Frühzeit bis zur Gegenwart

Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg i. Br.

Nr. 84

Gezähmte Natur

Gartenkultur und Obstbau
von der Frühzeit bis zur Gegenwart

Herausgegeben von
Werner Konold und R. Johanna Regnath

Die Drucklegung wurde finanziell gefördert von:

Professur für Landespflege, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2017 Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.thorbecke.de

Umschlaggestaltung: Holger von Briel, Donaueschingen

Titelbild: Bearbeitung eines Holzschnittes von Hans Weiditz durch Holger von Briel (Vorlage: Dryander, Johann: *Artzney Spiegel*, Frankfurt 1557. Bayerische Staatsbibliothek München, 4 M.med. 305 m, urn:nbn:de:bvb:12-bsb10989714-8)

Layout und Satz: Alemannisches Institut Freiburg e. V.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-1268-8

Inhaltsverzeichnis

Vorwort <i>Werner Konold, R. Johanna Regnath</i>	7
Die gärtnerische Zähmung der Natur Eine Einführung <i>Werner Konold</i>	11
Gartenpflanzen mediterraner Herkunft in Südwestdeutschland Ein Überblick von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter <i>Manfred Rösch</i>	21
Gartenbau im Spiegel karolingischer Quellen <i>Capitulare de villis</i> , St. Galler Klosterplan und <i>Hortulus</i> des Walahfrid Strabo <i>R. Johanna Regnath, Karl Schmuki</i>	49
<i>De cultura hortarum</i> Über den christlichen Symbolgehalt im Gartengedicht von Walahfrid Strabo <i>Jutta Strebel</i>	73
Gartenböden (Hortisole) Böden, die Kulturgeschichte erzählen <i>Hans-Heinrich Meyer</i>	93
Aspekte neuzeitlicher Gartenkultur in Baden-Württemberg <i>Hartmut Troll</i>	113
Bauerngartenkultur in Südbaden Ihre Bedeutung als Hort von Kulturpflanzenvielfalt, alten Sorten und gärtnerischem Wissen <i>Charlotte Pohse</i>	137
Kulturpflanzen und Migration <i>Monika Witte, Iris Förster</i>	159
Hochstamm-Obstkultur in Südbaden Beitrag zur Geschichte und Obstverwendung <i>Werner Konold, Hannah Sharaf, Manuel Oelke</i>	177

Schwarze Königin, Gelber Bellefleur und Clapps Liebling Obstbau, Obstsorten und ihre Verwendungen im Südbadischen <i>Hannah Sharaf, Manuel Oelke, Christine Wauquiez, Werner Konold</i>	217
Anhang I: Apfelsorten in Südbaden, zusammengestellt nach Axtmann (2010) und Allgaier (2010) <i>Hannah Sharaf, Manuel Oelke, Christine Wauquiez, Werner Konold</i>	267
Anhang II: Birnensorten in Südbaden, zusammengestellt nach Axtmann (2010) und Allgaier (2010) <i>Hannah Sharaf, Manuel Oelke, Christine Wauquiez, Werner Konold</i>	307
Anhang III: Kirschensorten in Südbaden, zusammengestellt nach Axtmann (2010) und Sharaf (2012) <i>Hannah Sharaf, Manuel Oelke, Christine Wauquiez, Werner Konold</i>	335
Anhang IV: Pflaumen- und Pfirsichsorten am Kaiserstuhl, zusammengestellt nach Axtmann (2010) <i>Hannah Sharaf, Manuel Oelke, Christine Wauquiez, Werner Konold</i>	353
Autorinnen und Autoren	359

Vorwort

Gärtnern ist „in“. Einen eigenen Garten oder zumindest einen begrünten Balkon zu haben, liegt im Trend und hat den Ruf der Spießigkeit vollständig verloren. Dieser Wandel speist sich aus mehreren Quellen: Die Umweltbewegung ist in der Mitte der Gesellschaft angekommen, in demografischer wie politischer Hinsicht. Ein gesellschaftlicher Trend hat in den vergangenen beiden Jahrzehnten große Bedeutung erlangt, der den privaten Lebensräumen (wieder) mehr Bedeutung zuweist. Davon profitieren nicht nur Küchenausstatter, Möbelgeschäfte und Anbieter von Innendekoration, sondern auch Gartencenter, Lifestylemagazine und Pflanzenversender im Internet. Und es wohnen immer mehr Menschen in Städten: „Rund 60 Millionen Menschen, drei Viertel der deutschen Bevölkerung leben in Städten. Befragt nach ihren Wünschen an urbanes Leben, sind sich diese Menschen einig: Bezahlbaren Wohnraum, keine Staus – und viel Grün.“¹

Jenseits der gestiegenen Wertschätzung von Gärten für die Gestaltung des privaten Lebens ist auch das Interesse an kollektiven Formen des Gärtnerns in den letzten 20 Jahren stark angewachsen. Die meisten städtischen Kleingartenanlagen führen inzwischen Wartelisten, der Generationenwechsel ist dort in vollem Gange. Es gibt eine Vielzahl an Initiativen für Gemeinschaftsgärten mit unterschiedlichen Intentionen: Selbstversorgung mit Gemüse und Obst, Gemeinschaftserleben, Integration von Migranten, Aufwertung des eigenen Lebensumfeldes bzw. des Stadtviertels und anderes mehr. Die Bewegung des „solidarischen Gärtnerns“, in der auf der Grundlage eines gemeinsamen Werterahmens für die Eigenversorgung Gemüse und andere Gartenerzeugnisse produziert werden, findet immer größere Zustimmung. Unter dem Schlagwort des „Urban Gardening“ haben sich seit einigen Jahren Gruppen gebildet, die auf öffentlichen Flächen oder brachliegenden Baulücken Gärten anlegen, inzwischen häufig auch mit Duldung oder Genehmigung der Städte. Ein solches Projekt in der Freiburger Innenstadt, prominent vor dem Stadttheater platziert, hat Neugier, Wohlwollen, aber auch Ablehnung erfahren, wie aus Berichten und Leserbriefen in der Presse zu entnehmen ist.²

Ganze Städte haben sich der (Wieder-)Begrünung ihrer Innenstädte verschrieben. So hat Hamburg sich dazu entschlossen, im Rahmen des Ausbaus der A7 drei längere Streckenabschnitte zu überdecken, und plant dort Parkanlagen und Kleingärten. Die baden-württembergische Landeshauptstadt Stuttgart hat im Oktober 2014 ein Förderprogramm ausgeschrieben, mit dem sie Projekte zur Entsiegelung und Begrünung von Höfen, Dächern und Fassaden unterstützt. Bis zu 10.000 Euro und maximal die Hälfte der Kosten können pro Vorhaben beantragt werden.³ In den Medien finden sich zahlreiche Berichte über alte und außergewöhnliche Sorten und Initiati-

¹ Anke Sparmann: Die grüne Stadt, in: GEO, Heft 9 (2017), S. 32. Auf diesen Beitrag rekurriert auch das Titelthema des Hefts: „Die grüne Revolution. Wie die Natur unsere Städte erobert!“

² Vgl. z. B. den Leserbrief von Hans Keppler: „Dieser Garten muss erhalten bleiben“, Badische Zeitung vom 5. Oktober 2016 und die Replik von Agnes-Octavia Hünerfeld, Freiburg: „Ich glaube, dass kein Schrebergärtner seinen Gartenbereich so verlottern ließe“, Badische Zeitung vom 2. November 2016.

³ <http://www.stuttgart.de/img/mdb/item/544697/102386.pdf> (Stand: 31.08.2017).

ven zu ihrer Erhaltung, wie zum Beispiel den Setzlingsmarkt von ProSpecieRara, der jedes Jahr im Freiburger Mundenhof stattfindet und von Gärtnereien aus der Region unterstützt wird. Das zeigt, dass das Interesse an Kräutern, an längst vergessenen, aber auch neuen Obst- und Gemüsesorten und deren Verwendungen, an Ölen und nussigen Backwerken, überhaupt an regional produzierten Lebensmitteln in den letzten Jahren enorm gestiegen ist.

Für uns ist die Beobachtung solcher gesellschaftlicher Prozesse regelmäßig Anlass dafür, sie in einen größeren Rahmen zu stellen, sowohl historisch als auch im Hinblick auf mögliche Fragestellungen aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. So ist auch die Idee für eine Konferenz entstanden, die im Mai 2015 in Eichstetten am Kaiserstuhl stattgefunden hat. Die Tagung „Gezähmte Natur – Gärten und Parkanlagen von der Frühzeit bis zur Gegenwart“ war eine Gemeinschaftsveranstaltung des Alemannischen Instituts Freiburg e.V. und der Professur für Landespflege an der Universität Freiburg und beschäftigte sich mit der Geschichte des Gartens und des Gartenbaus.

Dabei wurden besonders Südwestdeutschland und die angrenzende Schweiz in den Blick genommen. Diese Region ist nicht nur in vielen Teilen für den Gartenbau hervorragend geeignet (Rheinebene und Neckartal, Bodenseegebiet), sondern verfügt auch über außergewöhnliche archäologische Funde und Schriftquellen zur Geschichte des Gartenbaus.

Die Kaiserstuhlgemeinde Eichstetten überließ uns nicht nur ihre Festhalle für die beiden Konferenztage, sondern bot auch ein stimmiges Ambiente für das Thema: Das Winzer- und Gemüsedorf und seine Bewohner blicken mit Stolz auf eine lange Tradition des Wein- und Gartenbaus. Dass die Gemeindeverwaltung Eichstetten „Wein, Obst, Gemüse“ ausweist, wo sich bei anderen



Abb. 1: Samengarten der Stiftung Kaiserstühler Garten in Eichstetten. Foto: Judith Trefzger.

offiziellen Internetpräsenzen Rubriken wie „Verkehr & Mobilität“ finden, zeigt, wie klar die Prioritäten hier sind. Die abschließende Führung durch das Obstmuseum und den Samengarten der Stiftung Kaiserstühler Garten mit Judith Trefzger und Thomas Gladis gab den Teilnehmern einen ausführlichen und tiefgehenden Einblick in dieses besondere Schatzkästlein des Gartenbaus. Die Stiftung wurde 2001 von der Gemeinde und engagierten Bürgern errichtet. Stiftungsziel ist die Bewahrung, Erforschung und Förderung der Kulturpflanzenvielfalt in der Region.

Diese Tagung gab den Anstoß für das vorliegende Buch. Einige Referate konnten aus unterschiedlichen Gründen nicht aufgenommen werden, sei es, weil sie an anderer Stelle in ähnlicher Form bereits veröffentlicht wurden, sei es, weil sie für eine Verschriftlichung nicht geeignet waren, wie zum Beispiel der äußerst anregende „Impuls aus dem Garten“ von James Foggini, dem leitenden Gärtner des Landhauses Ettenbühl im Markgräflerland, dessen von feinem englischen Humor, Esprit und Rosenduft durchzogener Beitrag, zwischen die Buchdeckel einer Tagungsdokumentation gepresst, nur hätte verdorren können. Stattdessen gewannen wir für den vorliegenden Band weitere Wissenschaftler, unter anderem mit dem Ziel, die Tiefenschärfe im Hinblick auf das Oberrheingebiet zu verstärken.

Den Einstieg vermittelt der Beitrag „Die gärtnerische Zähmung der Natur“ von Werner Kohnold, in dem er weite Verbindungslinien bis zu den frühesten Zeugnissen des Gartenbaus schlägt und damit das thematische Feld eröffnet.

Über die archäobotanischen Erkenntnisse, die in den vergangenen Jahren aus Untersuchungen der archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg gewonnen werden konnten, referiert Manfred Rösch in seinem Beitrag „Gartenpflanzen mediterraner Herkunft in Südwestdeutschland. Ein Überblick von der Jungsteinzeit bis ins Mittelalter“. Besonders einige Fundkomplexe mit Feuchterhaltung lieferten neue Erkenntnisse über die gärtnerisch genutzten Pflanzen.

Die folgenden beiden Beiträge befassen sich mit den zentralen frühmittelalterlichen Schriftquellen zum Gartenbau: dem *Capitulare de villis*, dem St. Galler Klosterplan und dem Gedicht „*De cultura hortorum*“ des Walahfrid Strabo von der Insel Reichenau. Der Aufsatz von R. Johanna Regnath und Karl Schmuki ist aus der Zusammenführung ihrer beiden Tagungsvorträge entstanden, beleuchtet den Inhalt dieser außergewöhnlichen Zeugnisse und stellt sie in ihren historischen und räumlichen Zusammenhang. Jutta Strebel dagegen fragt in einem weiteren Aufsatz nach dem theologischen Symbolgehalt, den Strabos Werk zweifellos auch besitzt.

An eine ansonsten wenig beachtete Thematik führt Hans-Heinrich Meyer heran, nämlich an die Geschichte der Gartenböden (Hortisole). Durch gärtnerische Bearbeitung, regelmäßige Düngung und Bewässerung entsteht über lange Zeiträume hinweg eine ganz spezifische anthropogene Bodenform, die vor allem in dörflichen Siedlungen bis heute angetroffen werden kann: Böden, die Kulturgeschichte erzählen.

Hartmut Troll führt anschließend durch die Geschichte der Gartenkultur in Baden-Württemberg. Der Referent für historische Gärten bei den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg zeigt entlang ausgewählter Gartenstauden und -gehölze die Entwicklung exklusiver Gartengestaltung bei Adel und Bürgertum und die Moden in der Pflanzenauswahl vom 16. bis ins 19. Jahrhundert.

Ganz anders, aber nicht minder bedeutsam für die Pflege und Weiterentwicklung von Kulturpflanzen waren die Bauerngärten. Dort haben Bäuerinnen über Generationen hinweg gärtnerisches Wissen, Pflanzen und Samen weitergegeben. Charlotte Pohse (bis kurz vor Drucklegung: Störch) stellt am Beispiel Südbadens die wichtigsten Aspekte zusammen. Heute droht der Verlust sowohl dieses traditionellen Wissens als auch der Gärten.

Monika Witte und Iris Förster werfen aus einer weiteren Perspektive einen Blick auf die Entwicklung der Pflanzenvielfalt und geben unter dem Titel „Kulturpflanzen und Migration“ einen Überblick über die Herkunft und die Verbreitungsgeschichte unserer heutigen Kulturpflanzen. Ausgangspunkt für ihren Beitrag ist eine Wanderausstellung mit dem Titel „Kulturpflanzenvielfalt und Migration“, die sie 2016 für ProSpecieRara Deutschland gGmbH konzipiert haben.

Den Schluss bilden zwei Beiträge, die wahre Schätze an Obstbauwissen in Südbaden und insbesondere am Kaiserstuhl heben und vor dem Vergessen bewahren. Werner Konold hat zusammen mit einer Arbeitsgruppe junger Forscher und Forscherinnen im Bereich Landespflege an der Universität Freiburg aus der Literatur und mit Hilfe zahlreicher Interviews eine Fülle an Wissen zu Obstsorten, ihrer Herkunft, Verbreitung, Pflege und wirtschaftlichen Nutzung im Breisgau und in Südbaden insgesamt zusammengetragen. Kirschen nehmen dabei aufgrund ihrer großen wirtschaftlichen Bedeutung für die Kaiserstuhlgemeinden bis ins 20. Jahrhundert hinein eine prominente Rolle ein. Komplettiert werden diese Arbeiten durch vier umfangreiche Tabellen, in denen alle ermittelten regionaltypischen Sorten von Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen zusammengestellt wurden. Soweit möglich, wurden auch Synonyme zugeordnet und Vorkommen, Herkunft und Verwendungsarten aufgeführt.

Der größte Dank bei einem Sammelband gilt natürlich den Autoren und Autorinnen, die ihre Beiträge zur Verfügung gestellt haben und während der Redaktionsphase für alle Nachfragen und Änderungswünsche offen waren. Der Aufwand, den es dann noch bedeutet, aus Texten und Bildern ein schönes Buch zu machen, darf jedoch nicht unterschätzt werden. Dafür ist der Lektorin und Setzerin im Alemannischen Institut, Angela Wizemann, zu danken, die diese Aufgabe wie immer mit größter Sorgfalt erledigt hat. Unterstützt wurde sie dabei durch die wissenschaftlichen Hilfskräfte Benjamin Stahl, Nicole Steinsiepen und Katja Wagner sowie den Praktikanten Clément Dorffer.

Ein besonderer Dank gilt wie immer auch Herrn Weis vom Thorbecke Verlag Ostfildern für die Aufnahme des Bandes ins Verlagsprogramm und sein uneingeschränktes Vertrauen in unsere Projekte. Ein Teil der Druckkosten wird durch einen Zuschuss gedeckt, den die Professur für Landespflege zur Verfügung stellen konnte. Auch dafür sei herzlich gedankt.

Freiburg, im August 2017

Werner Konold und R. Johanna Regnath

Die gärtnerische Zählung der Natur

Eine Einführung

Werner Konold

Seit ein paar Jahren kann man eine zunehmende Hinwendung zum Garten und zum Gärtnern beobachten. Eine letzte, damit jedoch nicht vergleichbare Phase ist schon einige Jahrzehnte her. Damals standen im Mittelpunkt: der romantisierte Bauerngarten, der „Naturgarten“ (begrifflich ein Widerspruch in sich), der Schulgarten. Das „normale“ Gärtnern, der Garten in der Kolonie galt als kleinbürgerlich, ja spießig, die „Schrebergartenkolonie“ als Inbegriff des Kleinkarierten. Wir sind zum Glück mittlerweile auf einem anderen Stand und einem anderen Niveau angelangt. Die Themen und die sich darum drehenden Diskussionen sind das Sortenwesen von Kultur- und Zierpflanzen – damit ist die genetische Vielfalt, ein wesentlicher Bestandteil der Biodiversität, gemeint –, die Förderung des wirklichen, bodenständigen Bauerngartens, sind solidarisches Gärtnern, Interkulturelle Gärten, Urban Gardening, die „Essbare Stadt“ und Guerilla Gardening als anarchische Variante des Gärtnerns mit moralischem Hintergrund. Die Motive sind Selbstversorgung, das Bedürfnis nach dem Umgang und der Auseinandersetzung (denken wir an Schädlinge) mit „Natur“ und mit Boden, sind aber auch in ganz großem Umfang sozialer und kultureller Natur. Eine insgesamt sehr erfreuliche Entwicklung!

Die Geschichte hinter diesen aktuellen Bewegungen ist extrem spannend und extrem vielfältig. Die Geschichte des Gartens ist mindestens genauso spannend wie etwa die Geschichte des Waldes, der als Inbegriff der Natur gilt, insbesondere auch deshalb, weil die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Menschen untrennbar damit verknüpft ist. Der Garten *ist* Kultur. Der Garten ist Ausdruck des kulturellen Standes einer Gesellschaft (mit Einschränkungen).

Warum legt der Mensch Gärten an?

Gärten werden nur von Menschen angelegt, die längere Zeit an *einem* Ort wohnen. Gartenkultur hat also etwas mit Sesshaftigkeit zu tun. Ein Garten ist eingehegt, eingefriedet, eingezäunt, hat also einen ganz eigenen rechtlichen Charakter. Das mag von Beginn der Gartenkultur an schon so gewesen sein, also in vorgeschichtlicher Zeit: Hege und Pflege von Pflanzen, die schon Kulturpflanzen sind oder sich auf dem Weg dorthin befinden, die also sukzessive einer Selektion unterworfen sind und sich immer mehr von ihren wilden Verwandten unterscheiden. Die einzelnen Pflanzenarten stehen in Reinkultur, in Beeten, vielleicht in Reih und Glied, werden bewässert, von Schädlingen und Unkraut befreit, gedüngt.

Die ganz alten Gärten, die wir nicht kennen, waren wohl nur mit Pflanzen für die Ernährung und mit solchen Pflanzen bestückt, die etwas Farbe und Fasern lieferten, nicht jedoch mit Pflanzen nur zur Zierde und zur Freude, zur Repräsentation – so könnten wir uns das vorstellen. Gärten und kleine Felder mögen sich in ihrem Äußeren kaum unterschieden haben.

Die Nutzflächen waren in einer gewissen Ordnung angelegt, Pfade verbanden sie (Abb. 1). Das Relief bestimmte ihre Lage und Verteilung im Groben, kleinflächig wurde das Gelände wohl angepasst, eingeebnet, vielleicht auch schon terrassiert. Es mag in „uralten Zeiten“ – ich benutze diesen laienhaften Begriff bewusst – auch Gehege für Haustiere und Hecken gegen Wildtiere gegeben haben.

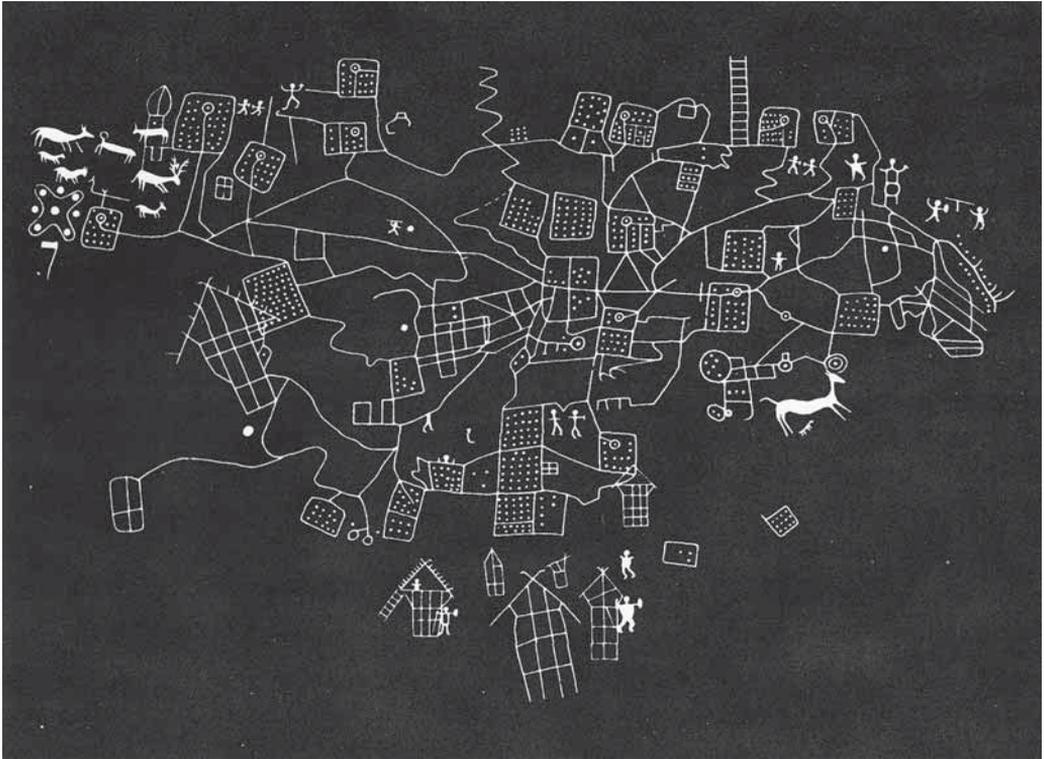


Abb. 1: Bedolina-Felsritzzeichnung, Valcamonica/Lombardei, Mitte 2. Jahrtausend v. Chr. (Casey, 2006, S. 192). Die Nachzeichnung der Steinritzung zeigt sehr anschaulich die Verbindung der gegenständlichen Darstellungen der Akteure in einer Landschaft, Menschen und Nutztiere, und deren Behausungen mit den Feldern/Gärten und der Wegeinfrastruktur aus einer vogelperspektivischen Sicht.

In den Gärten wurde der Boden bearbeitet und – wie bereits gesagt – gedüngt. Auf diese Weise sind ganz eigene Böden, die Hortisole, entstanden. Man kann wohl auch davon ausgehen, dass Oberboden – zum Beispiel aus dem Wald oder von Gewässerufemern – in die Gärten gebracht wurde, um dort die Fruchtbarkeit und die Produktivität zu erhöhen.

Gärten mit Elementen der Repräsentation, der Zierde, und Gärten zum Zweck der Muße und des Sich-Wohlergehen-Lassens, verbunden mit Planung in Raum und Zeit, Gestaltung und Pflege sowie mit der Einfuhr von Pflanzen und Tieren aus anderen Gegenden, können erst dann entstanden sein, wenn sich eine Gesellschaft wirtschaftlich und sozial und damit auch von den Machtstrukturen her ausdifferenziert, wenn man die reine Subsistenz überwunden hat und auch in der Lage ist, Land urbar zu machen, zu be- und entwässern und wenn eine Verkehrsinfrastruktur

und Transportmittel zur Verfügung stehen. Gartenkultur in ihrer ganzen Breite beginnt sich also zu entwickeln in Gesellschaften und Räumen – entsprechende natürliche Ausstattung vorausgesetzt –, mit denen man den Begriff „Hochkultur“ verbindet.

Gärten in alten Hochkulturen

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Gärten alter Hochkulturen, um das Gesagte zu verdeutlichen. Ich stütze mich dabei auf Marie Luise Gothein mit ihrem unübertroffenen Werk „Geschichte der Gartenkunst“, erschienen 1914/26.

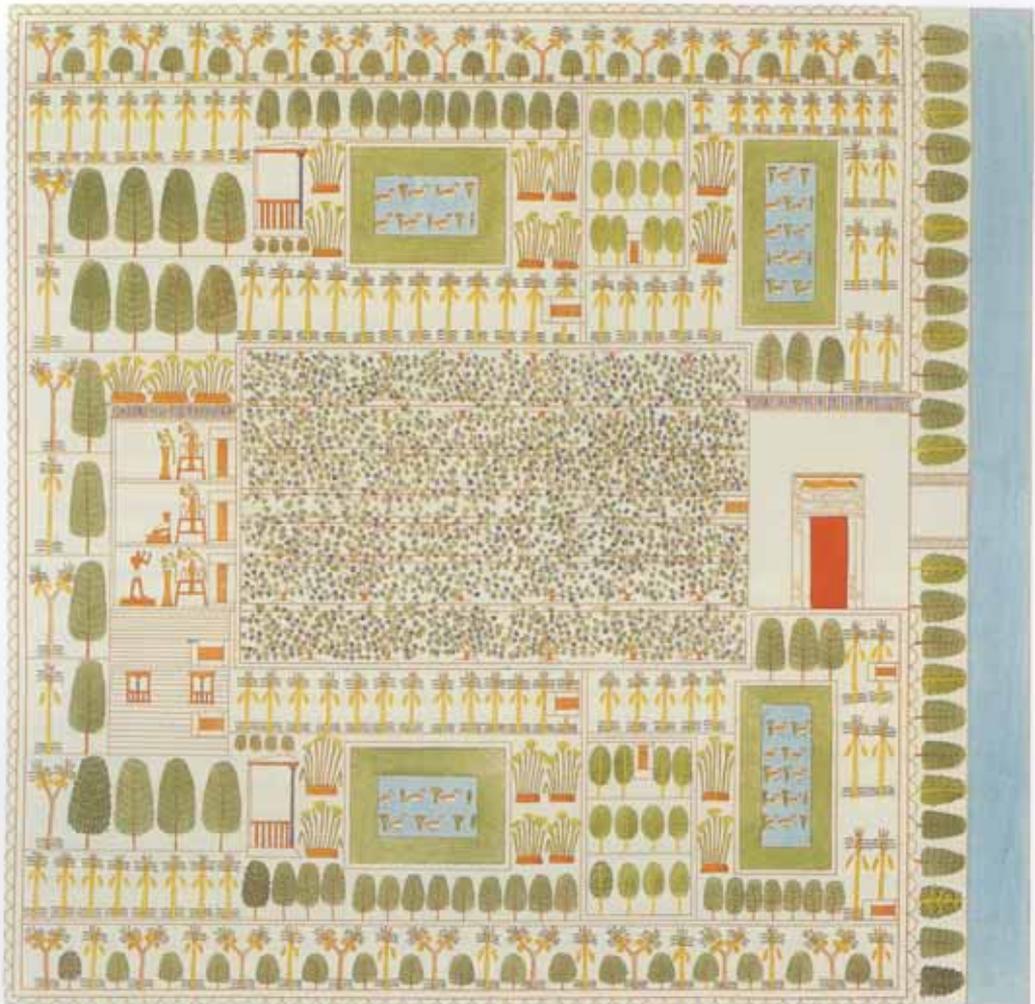


Abb. 2: Garten eines hohen ägyptischen Würdenträgers unter Pharaon Amenophis III., 14. Jahrhundert v. Chr., Theben (aus Bazin, 1999, S. 12). Der Garten zeigt zahlreiche typische Elemente: Wasserbecken mit Lotus, andere mit Enten, dazu Palmen und Papyrus.

Ägypten gilt als die Wiege der Gartenkultur (Gothein, 1926, S. 3–25). Diese Kultur war nur möglich außerhalb des Überschwemmungsgebietes des Nils, also auf den natürlichen Terrassen. Dies setzte eine entsprechende Bewässerungstechnik voraus – Schöpfwerke, Wasserleitungen, Vorratsbecken und Gräben zur Verteilung. Die wichtigsten Baumarten waren Nutz-, Zier- und Kultpflanzen zugleich, so etwa die Sykomore (der Baum schlechthin), Dattelpalme, Feige oder der Maulbeerfeigenbaum. Der Wein spielte eine sehr große Rolle, gezogen an Säulenpergolen



Abb. 3: Eine assyrische Gartenanlage (nach A. H. Layard, Discoveries among the Ruins of Nineveh and Babylon, London 1853; aus Gothein, 1926, S. 34). Der Garten ist regelrecht aus der Wildnis herausgeschnitten. Zu erkennen sind Wasserleitungen, die parallel zum Hang geführt werden und der Bewässerung dienen, sorgfältig bepflanzte Terrassen („hängende Gärten“) und Beete, Baumkulturen, ein reichlich von Fischen und Krebsen bevölkertes Gewässer, sich vergnügende Menschen sowie Schiffe, die Tiere transportieren.

und Lauben. Bekannt waren auch Kübelgewächse, also transportable Pflanzen. Immer wiederkehrende Elemente sind Mauern als Einfriedungen, Alleen und Kanäle in strenger Geometrie, was planende Köpfe, Baumeister, Fachleute voraussetzte.

Bei den babylonischen Völkern – die babylonischen Reiche bestanden zwischen 1800 und 540 v. Chr. – stand nach Gothein (1926, S. 29) „die kunstmäßige Pflege der Natur“ im Vordergrund; sie seien die „Schöpfer des Parks“ gewesen, entstanden in einem waldreichen Land, wo teilweise auch die Häuser der Herrscher im Wald lagen. Weinbau gab es dort wohl schon 2500 v. Chr., 1100 v. Chr. berichtet der König von Bäumen, die er bei seinen Eroberungszügen aus fernen Ländern mitgebracht und in seine Parke gepflanzt habe. Diese Parke waren auch wichtige Jagdgebiete (zu diesem Thema unten mehr).

Die Assyrer ließen Hügel und Terrassen bauen, darauf Paläste und Tempel, umpflanzt mit Pinien und Zypressen. König Sanherib (um 700 v. Chr.) berichtet von Gärten mit Pflanzen aus den Gebirgen der Länder umher, von Spezereipflanzen des Hethiterlandes, Gebirgsweinen, Obstsorten aller Völker. „Mit eiserner Hacke“ wurden Wasserleitungen gebaut, die auch Teiche speisten. Nur wenige Stauden lassen sich auf den antiken Abbildungen botanisch identifizieren. Eine davon ist die Lilie, die über Jahrtausende ihre Bedeutung als Leitpflanze der Gartenkultur behält (Abb. 4).

Aus der homerischen Zeit der griechischen Antike (Homer lebte zwischen 1200 und 800 v. Chr.) haben wir ebenfalls Belege für eine hochentwickelte Gartenkultur. Es gab heilige Haine mit Quellen und schattenspendenden Bäumen, mit Nymphäen und Grotten. Zum Pflanzeninventar gehörten in den Gärten der Oberschicht wiederum die Lilie (!), Krokus, Hyazinthe, Rosen, Zypresse, Eichen, Öl-bäume (Gothein, 1926; Abb. 5).

Damit lasse ich es bewenden mit der Geschichte der Gartenkultur der Antike. Sie war hochentwickelt und hatte Elemente, die sich in der Gartenkultur Mitteleuropas bis auf den heutigen Tag wiederfinden.

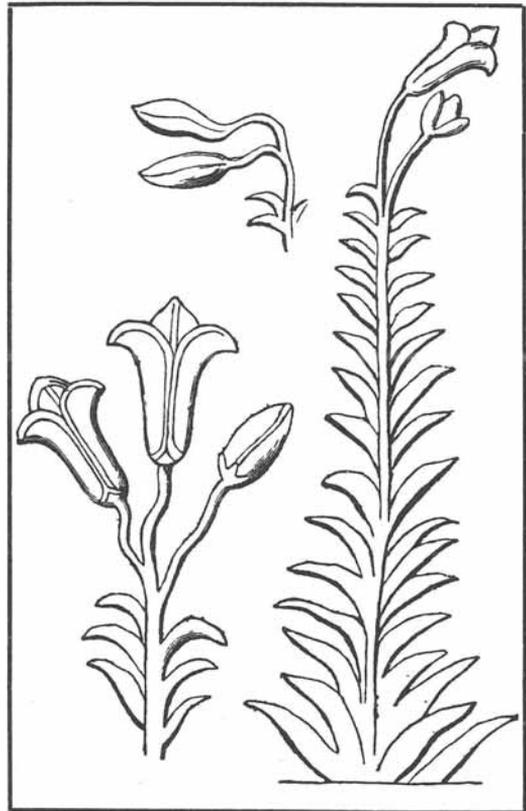


Abb. 4: Lilien aus dem Nordpalast von Kujundschik/Ninive, 7. Jahrhundert v. Chr., Zeit des Königs Assurbanipal (S. 38, nach G. Rawlinson, *The Five Great Monarchies of the Ancient Eastern World*, London 1871; aus Gothein, 1926); die Lilie ist eine Leitpflanze der Gartenkultur über die Jahrtausende hinweg.



Abb. 5: Öl-/Olivenbaum in Bar/Crna Gora, dessen Lebenszeit in die Antike zurückreichen könnte. Foto: Werner Konold.

Die Umzäunung macht den Garten

Es wurde bereits mehrfach angedeutet, dass die Einhegung ein konstitutives Element des Gartens war. Die prototypische Vorstellung des Gartens ist das Paradies: von altpersisch *pairi-dae* '-za = Umzäunung, Umfriedung zu *paradeisos*, hebräisch *pardes*; Garten ist ein Lehnwort aus dem griechischen *χορτος*/*chortos*, lateinisch zu *hortus* (Hof, Gehege). Garten steht wohl ursprünglich für alles Eingezäunte, das individuell genutzte Grundstück: ahd. *garto*, *gart*; asächs. *gard*; aangels. *geard*; anord. *gardo*, *gardr*; aslaw. *gardinu*, *gradu* (zu *grad*; „bezeichnet in seiner ursprünglichen Bedeutung Zaun“; Bader, 1973, S. 54; zu Zaun siehe wiederum *-dunum*, *town*, *donjon*). Aus der Bezeichnung des Grenzmittels entwickelte sich die Bezeichnung für den eingehegten Raum (Trier, 1940, S. 86). Einen für unseren Zusammenhang wichtigen Bedeutungszusammenhang stellt Karl Siegfried Bader (1973, S. 57) her: „Besondere Beachtung verdienen jene Wortformen, die den Garten nicht nur aus der dörflichen Nutzfläche als Sondernutzungsgebiet herausheben, sondern ihm zugleich eine Bedeutung als Ort der Abgeschiedenheit, der Ruhe, aber auch der Unberührtheit oder gar Anrühigkeit verleihen, und man mag sich fragen, ob solche ins magische reichende Vorstellungen nicht sogar ursprünglicher und älter sind als die rationalen der bloßen Nutzungsbeschränkung.“ So bedeute der Garten Eden in mittelalterlichen Darstellungen „irdisches Paradies in seiner Unschuld“.

Eingefangen ist der Garten also mit Zaun, Hag, Weidengeflecht, gelegen meist in der Nähe des Hauses, aber auch in der Feldflur und auf der Allmende (Bader, 1973, S. 59). Spezielle Zuweisungen schlugen sich in den Namen nieder: Rossgarten, Kohl- oder Krautgarten (der Prototyp des Hausgartens), Baumgarten (Bomgart, Bongart(z), Bungert u. a. m.), Hopfengarten, Gärten für Hanf, Flachs, mit engen Beziehungen zu Baintd/Bünd/Beund, und natürlich der Weingarten (Bader, 1973; Kroeschell, 1984, S. 99 f.). Das ist die alte Bezeichnung für *alles* Rebland, für jede Rebfläche, das *vineum* (pl. *vinea*). Das *vinetum* umfasst mehrere *vinea* und ist eingefriedet (Reichelt, 1886). Diese Einfriedung der Weingärten ist belegt in der Lex Baiuvariorum aus dem 8. Jahrhundert und dann für das Kloster St. Gallen 855 (Gönnenwein, 1963, S. 170 f.). Die Umfriedungen bestanden aus Riegelzäunen, Latten, Pfählen und „Fitzgerten“, die um die Pfähle geflochten waren (Weinhold, 1973, S 51 f.), oder aus lebenden Zäunen/Hecken, die – so heißt es in einer Anweisung vom trierischen Kloster St. Maximin im 16. Jahrhundert – alljährlich gestopft werden mussten, was man auch „frieden“ nannte (Christoffel, 1925, S. 110).

Die Brühle als Tiergärten

Nehmen wir noch eine andere Spur auf. Es wurde mehrfach schon angesprochen, dass Gärten – so zum Beispiel auch der Garten Eden – dem Aufenthalt bzw. der Haltung von Tieren dienten, also auch Tiergärten waren. So heißt es in der Krünitz'schen Enzyklopädie (1844, Online-Ausgabe): „Ein Thiergarten zur Hegung des Wildes ist ein großer eingeschlossener Raum, mit mehreren Arten schattiger Bäume besetzt, worin man das zum Jagen bestimmte Wild, überhaupt jagdbare Thiere, hegt, aufzieht und ernährt, oder füttert. Zu einem großen Thiergarten gehören sowohl junge Dickichte, als auch hohes Holz, Wiesen, Aecker und Wasser.“ Wir denken dabei heute an Tiergehege, in denen auf kleiner Fläche Rothirsche, Damwild oder Wildschweine gehalten werden. Die Vorstellung ist gar nicht so falsch, doch müssen wir das Thema differenzierter angehen.

Zum „klassischen Ensemble“ der mittelalterlichen Adelskultur gehörte bereits zur Zeit der Karolinger neben der Pfalz auch der Tiergarten. Im *Capitulare de villis* heißt es, die Tiergärten, die man Brühle (*brogilus, brolius*) nenne, seien gut in Stand zu halten (Storch, 1841, S. 11; Spengler, 1991, S. 19). Der Flurname „Brühl“ ist speziell im Altsiedelland in Südwestdeutschland einer der ältesten und häufigsten Flurnamen, für Württemberg im Schwäbischen Wörterbuch 521-mal belegt (Ernst, 1920, S. 83). Mehrfach wird in den Quellen ein eindeutiger Bezug zur Tierhaltung und zur Jagd hergestellt. In „Brühl“ würde einem „mit voller Deutlichkeit die *terra salica*“, also Herrenland, entgegentreten, so Victor Ernst (1920, S. 88). Die alten Brühle seien mit Hag, Zaun, Etter, Graben, Flecht- und Buschwerk umgeben gewesen (Bader, 1973, S. 133–150). Sie erfüllen also die Kriterien für Aufenthaltsgebiete von jagdbarem Wild und für die privilegierte Jagd. Sie dürften darüber hinaus sehr häufig gewesen sein.

Vom Tiergarten zum Jagdпарк

Den frühmittelalterlichen Tiergärten wird in den zeitgenössischen Quellen ein geradezu paradiesischer Charakter in vollendeter Harmonie nachgesagt, mit Fischgewässern, Hainen, Wiesen und exotischen Tieren, also mit echten Anklängen an die Garten- und Jagdkultur der Antike. Auch wenn diese Schilderungen als realitätsferne Kopfprodukte der karolingischen Hofdichter angesehen werden können (Fenske, 1997, S. 57), so bleibt doch die Tatsache, dass man einen Garten Eden auf Erden – das Idealbild eines Gartens – verwirklichen wollte. Während der Stauferzeit seien die Tiergärten eine Mischung aus Menagerie und Wildpark gewesen, immer noch paradiesisch anzuschauen, mit einem Fischgewässer, einem See gleich, mit Fischen und Vögeln, daran anstoßend ein Areal voller Hirsche und Rehe (Hauck, 1963). Auch dies ist ein ganzes Stück weit entfernt von der Realität. Doch besaßen Tiergärten – so Schilderungen aus späterer Zeit – durchaus Gartencharakter im engeren Sinne. So zum Beispiel der Tiergarten um die Burg Hohenzollern, der um 1400 entstand. Er umfasste, beschrieben in der „*Topographia Germaniae*“ von Matthäus Merian, viele hundert Morgen Fläche, war versehen mit einer Einhegung, mit Einsprünge und Häuschen (Abb. 6), Einrichtungen für Tränkewasser (Bäche, Quellen, Tümpel, zum Teil auch angelegt), mit Alleen sowie Wiesen und Äckern für die Wildäsung. Die Baumartenzusammensetzung unterschied sich zum Teil erheblich von denen der Wälder außerhalb des Gartens (Merian, 1643, Bergemann, 1964).

Kaiser Maximilian, ein begeisterter Jäger, ließ in Tirol zahlreiche Tiergärten anlegen. Erzherzog Ferdinand II. tat nach ihm das Gleiche (Oberrauch, 1952). Sogar bildlich dargestellt ist die „Lange Wies“, ein Tiergarten bei Innsbruck, in dem vornehmlich Rot- und Damwild gehalten wurden, aber auch die Fischerei eine große Rolle spielte. Versorgt wurde die „Lange Wies“ von einem „Tiergartner“, dem „die Betreuung des Tiergartens, des Lust- und Krautgartens“ oblag. Er hatte allerlei Obst und Kräuter zu pflanzen, auch hatte er Gänge und Bögen mit „geziertem Pluemwerk und Früchten zu bessern“ (ebd., S. 192).

Zum Thema „Tiergärten als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse“ ein letztes Beispiel aus der Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts, als die Klagen der Untertanen über Wildschäden auf ihren Äckern immer lauter wurden, diese Klagen von den aufgeklärten Merkantilisten in Denkschriften unterstützt wurden und sich bei den Herren die Einsicht breit machte, dass man mit Holz, also mit einer geregelten Forstwirtschaft ohne den hohen Wildbestand gutes Geld verdienen könne. Dies hatte zur Folge – ich verkürze –, dass binnen weniger Jahre das komplette



Abb. 6: Ausschnitt des Sticks von M. Merian, 1643. Er zeigt den um 1400 angelegten großen Tiergarten um die Burg Hohenzollern. In der Legende heißt es u. a.: „N. Hohe Steinklippen und einspring in den Tiergarten welcher 9 Stundt im bezirckh, R. Thiergartten heusle deren ahn der zahl zwölff gewesen.“

Hochwild in recht große Tiergärten neuer Prägung eingetrieben wurde und das Wild außerhalb der Tiergärten systematisch abgeschossen, das heißt ausgerottet wurde. So wurde im Jahre 1781 im Gebiet der Fürsten zu Fürstenberg im Zuge einer Treibjagd, die 4.000 Hektar umfasste und bei der 7.450 Bauern als Treiber eingesetzt waren, das ganze Wild in einen neu errichteten Tiergarten bei Bachzimmern (bei Immendingen) getrieben (Stephani, 1938, S. 30). Der Zaun um den Tiergarten bestand aus Brettern, das Holz dazu kam aus fürstlichen Waldungen. Der Tiergarten umfasste 1.686 ha fürstlichen Wald, 82 ha Domänengut und 166 ha Privatwald, zusammen 1.934 ha. Im Garten wurde im Bachzimmerer Tal ein kleines Jagdschloss errichtet. „Von hier aus konnte man mehrere in den Wald gehauene Schneisen überblicken, auf welchen man in der Regel Rotwild gewahr wurde“ (ebd., S. 84).

Diese Einführung konnte kaum mehr als ein Streiflicht durch die Geschichte der Gärten und Parke sein. Doch mag zum Ausdruck gekommen sein, dass es seit der Antike bis in die jüngere Vergangenheit hinein, ja bis in die Gegenwart (die nicht angesprochen wurde), gemeinsame Motive, Funktionen und Ausstattungen gegeben hat und dabei die Einhegung das alles verbindende Glied war.

Literaturverzeichnis

Bader, Karl Siegfried: Rechtsformen und Schichten der Liegenschaftsnutzung im mittelalterlichen Dorf, Wien/Köln/Graz 1973.

Bazin, Germain: DuMont's Geschichte der Gartenbaukunst, Frechen 1999.

- Bergemann, Ulrich: Die Geschichte der landesherrlichen Jagdhoheit in der Grafschaft Zollern, Gammertingen 1964.
- Casey, Edward: Ortsbeschreibungen – Landschaftsmalerei und Kartographie, München 2006.
- Christoffel, Karl: Geschichte des Weinbaus der Abtei Sankt Maximin in Trier vom 7. bis 18. Jahrhundert, in: Trierer Heimatbuch. Festschrift zur Rheinischen Jahrtausendfeier 1925, hg. von der Gesellschaft für Nützliche Forschungen zu Trier, Trier 1925, S. 61–128.
- Ernst, Viktor: Mittelfreie. Ein Beitrag zur schwäbischen Standesgeschichte, Berlin/Stuttgart/Leipzig 1920.
- Fenske, Lutz: Jagd und Jäger im früheren Mittelalter. Aspekte ihres Verhältnisses, in: Jagd und höfische Kultur im Mittelalter, hg. von Werner Rösener (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 135), Göttingen 1997, S. 29–93.
- Gönnenwein, Otto: Zur Geschichte des Weinbaurechts, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte 80 (1963), S. 157–196.
- Gothein, Marie-Luise: Geschichte der Gartenkunst, Bd. 1: Von Ägypten bis zur Renaissance in Italien, Spanien und Portugal, Jena 1926.
- Hauck, Karl: Tiergärten im Pfalzbereich, in: Deutsche Königspfalzen, 1. Band (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 11/1), Göttingen 1963, S. 30–74.
- Kroeschell, Karl: Garten und Gärtner im mittelalterlichen Recht, in: Geschichte des deutschen Gartenbaues, hg. von Günther Franz (Deutsche Agrargeschichte, Bd. VI), Stuttgart 1984, S. 99–111.
- Merian, Matthäus: Topographia Sueviae, Franckfurt am Mayn 1643, Faksimile-Ausgabe Kassel 1960.
- Oberrauch, Heinrich: Tirols Wald und Waidwerk. Ein Beitrag zur Forst- und Jagdgeschichte (Schlern-Schriften, Bd. 88), Innsbruck 1952 .
- Reichelt, Karl: Beiträge zur Geschichte des ältesten Weinbaus in Deutschland und dessen Nachbarländern bis zum Jahre 1000 n. Chr., Reutlingen 1886.
- Spengler, W. Eckehart: Jagdgeschichte und Jagdausübung in landesherrlicher Zeit, in: Die *Jägerey* im 18. Jahrhundert. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert, Bergische Universität, Gesamthochschule Wuppertal, in Pommersfelden vom 29. Mai bis 1. Juni 1988 (Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts, Bd. 11), Heidelberg 1991, S. 13–37.
- Stephani, Kurt: Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Ständesherrschaft, hg. vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar zu Donaueschingen, Donaueschingen 1938.
- Storch, Johann Wilhelm: Geschichte des Forst- und Jagdwesens in dem Großh. S. Eisenachischen Kreise, Eisenach 1841.
- Trier, Jost: First. Über die Stellung des Zauns im Denken der Vorzeit, in: Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Phil.-Hist. Klasse, Fachgruppe IV, Neuere Philologie und Literaturgeschichte, Neue Folge, Band III, Nr. 4 (1940), S. 55–137.
- Weinhold, Rudolf: Winzerarbeit an Elbe, Saale und Unstrut. Eine historisch-ethnographische Untersuchung der Produktivkräfte des Weinbaus auf dem Gebiete der DDR, hg. von der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 55), Berlin 1973.

